# Israelitische Wochenschrift

Nr. 14. Berlin, 5. April 1901. Jahrgang X.




## Jüdische Gemeinde.

### Gottesdienst.

Freitag, den 5. April, abends 7 Uhr.

Samstag, den 6. April in der alten Synagoge mrgs. 8½ Uhr, in den anderen Synagogen mrgs. 9 Uhr.

Abendgottesdienst 7 Uhr 31 Min.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte und Kaiserstr.-Synagoge morgens 6½ Uhr, abends 6 Uhr, in den anderen Synagogen mrgs. 7 Uhr und abends 6½ Uhr.

---

## Jüdische Gemeinde.

### Fest-Gottesdienst.

Dienstag, den 9. April, abends 7¼ Uhr.

Mittwoch, den 10. April in der alten Synagoge mrgs. 8½ Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9 Uhr.

Predigten: Alte Synagoge, vorm. 9½ Uhr, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig.
Neue Synagoge, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Maybaum.
Synagoge Kaiserstr., vorm. 10 Uhr, Herr Dr. Blumenthal.
Synagoge Lindenstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Dr. Warschauer.
Synagoge Lützowstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Stier.

Mittwoch, den 10. April, abends 7½ Uhr.

Donnerstag, den 11. April, in allen Synagogen: I. Gottesdienst mit Seelenfeier morgens 7½ Uhr, II. Gottesdienst mit Seelenfeier vorm. 10 Uhr.

Predigten: Alte Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Eschelbacher. Neue Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Stier. Synagoge Kaiserstr., Herr Rabbiner Dr. Weiße. Synagoge Lindenstr., Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig, Synagoge Lützowstr., Herr Rabbiner Dr. Maybaum.

Um Ueberfüllung der Synagogen bei der Seelenfeier zu verhüten, wird der Vormittagsgottesdienst am 8. Pessachtage zweimal abgehalten, und ist der Zutritt zum 2. Gottesdienste nur gegen Vorzeigung der Eintrittskarten gestattet.

# Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Siegfried Cronbach Berlin W., Steinmetzstr 78. Telephon: Amt VI, Nr. 796. Post-Zeitungsliste Nr. 3704.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk., alle anderen Länder 3.50 Mk.

Nr. 14. Berlin, 5. April 1901. Jahrgang X.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich einmal. Zu beziehen durch die Post, den Buchhandel oder unsere Expedition.



Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

## Inhalt.



## Die Politik.

(Haftentlassung.) Das Verfahren gegen die Familie Rosenthal aus Kamin, die sich seit sechs Monaten in Haft befunden, weil sie der Anstiftung zum Meineid verdächtigt worden war, ist eingestellt worden; man hat die Aermsten aus der Haft entlassen. — Was geschieht aber mit dem antisemitischen Gesindel, das den falschen Verdacht angeregt und verbreitet hat? Die Straflosigkeit dieser Schufte wäre eine positive Anreizung zur Erneuerung ihres Verbrechens. Unbegreiflich ist der Vorgang ohnehin. Die ganze Anschuldigung — die mit den Konitzer Vorgängen zusammenhängt — war von vornherein so unglaubwürdig und unglaublich, daß es für den Laien unmöglich ist, die Gründe zu erkennen, die die zuständigen Behörden veranlaßt haben, so zu verfahren, wie sie gethan. Daß man sechs Monate nötig hatte, um — nicht zur Aufklärung, sondern zur Haftentlassung der Unschuldigen zu gelangen, wird wohl eines von jenen Geheimnissen bleiben, von denen Herr Justizminister Schönstedt nichts erfährt, damit sein Glaube an die allgemeine Achtung vor der Justiz keine Erschütterung erfahre.

* * *

(Falscher Lärm.) Aus Breslau wird berichtet, daß in Zukunft die medizinischen Fakultäten nur noch Dozenten zulassen wollen, die zuvor Assistenten in einer Königlichen Klinik gewesen sind, und im Zusammenhang damit soll an die Leiter dieser Kliniken die Aufforderung ergangen sein, in Zukunft jüdische Assistenten nicht mehr anzustellen.

Wir halten diese Meldung, ohne eine Nachfrage nötig zu erachten, für falsch. Eine so schamlose „administrative Bauernfängerei" ist in einem Rechtsstaat unmöglich. Es ist eine grobe Ungehörigkeit, derartige verleumderische Meldungen in Umlauf zu setzen. Die Urheber des Unfugs müssen jeden Verantwortlichkeitsgefühls bar sein und nicht wissen, was sie thun.

* * *

(Konfiskation.) In einem Berliner Antisemitenwirtshaus hat die Polizei nach den Schandkarten Haussuchung gehalten, die angeblich zur Erinnerung an Ernst Winter in Umlauf gesetzt werden sollten. Die Polizei kam zu spät. Der Vorrat war bereits abgesetzt, das „Geschäft" gemacht. Auch bei dem Verleger ist nachgesucht worden, und hier nicht vergeblich.

* * *

(Zionistischer Delegiertentag.) Am 14. und 15. April soll ein Delegiertentag der Zionisten Deutschlands in Berlin stattfinden. Herr Rechtsanwalt Dr. Bodenheimer wird den allgemeinen Bericht, Herr Gust. Wolff den Kassenbericht, Herr Dr. Klee den Bericht über Organisation und Propaganda erstatten. Ferner soll der projektiert gewesene Judentag zur

Besprechung kommen. Herr Dr. A. Friedemann-Berlin hat hierüber das Referat, Herr Dr. Regensburger-Mannheim das Korreferat. Ueber die jüdische Kolonialbank wird Herr D. Wolffsohn-Köln Mitteilungen machen. Die etwa noch verbleibende Zeit soll der Erörterung von Anträgen und Resolutionen gewidmet sein. — Jede zionistische Ortsgruppe soll wenigstens einen Vertreter nach Berlin entsenden.

---

## Die rumänischen Juden unter dem Fürsten und König Karl.

Unter diesem Titel ist bei Mahlau & Waldschmidt in Frankfurt a. M. eine Broschüre von Julius Plotke erschienen, die mit erstaunlicher Sachlichkeit und in aller Knappheit die Geschichte erzählt, wie rumänisches Gaunertum der rumänischen Barbarei den Sieg über Gesittung und Europas Willen verschafft hat.

Kurz nach dem Regierungsantritt des Fürsten Karl von Rumänien brach ein Aufruhr gegen die Juden aus. Den Anlaß hatte ein Regierungsvorschlag gegeben, der auf Emanzipation der eingeborenen Juden abzielte und lautete:

„Die Konfession ist kein Hindernis zur Naturalisation in Rumänien".

„Was die (bereits in Rumänien ansässigen) Israeliten anlangt, so wird ein Spezialgesetz ihre stufenweise Zulassung zur Naturalisation (und damit zu den bürgerlichen Rechten) regulieren".

Im Sommer 1866 äußerte Fürst Karl dem in Bukarest anwesenden französischen Minister Crémieux gegenüber:

„Diese Vorurteile sind schmachvoll; ich setze meine Ehre darein, sie zu bekämpfen. Die vollständige Emanzipation der Juden wird bei mir die lebhafteste und hingebendste Unterstützung finden".

Im Mai nächsten Jahres hielt der englische Konsul Green in Jassy dem Fürsten Karl Vortrag über die inzwischen stattgehabte Vertreibung von mehreren hundert jüdischen Familien. Der Fürst erklärte, daß es sich dabei nicht um Judenverfolgungen, sondern um Ausführung einzelner hygienischer und polizeilicher Maßregeln gehandelt hatte, „die vielleicht mißbräuchlich angewendet worden wären". Allein der Fürst verhehlte nicht, daß die Anordnung, die die Vertreibung veranlaßt hatte, ein großer Fehler gewesen sei, und versicherte, daß er seit Beginn seiner Regierung Beweise von seinem Entschluß gegeben habe, alles zu verhindern, was auf eine Verfolgung der Juden hinzielen könnte. Die rumänische Regierung aber log gleichzeitig, daß sie die Religionsfreiheit schütze, und rechnete sich zum Ruhm an, daß der Fürst aus seiner Chatulle 25 000 Francs zur Wiederherstellung der vom Pöbel zerstörten Bukarester Synagoge beigesteuert hatte. Der Fürst selbst bekennt in seinen Memoiren, daß die von der Regierung gegen die umherziehenden „Fremden" getroffenen Anordnungen nur gegen die Juden angewendet würden. Angesehene Bojaren, an ihrer Spitze Demeter Stourdza, der jetzt genau solcher Schuft ist, wie alle anderen, versicherten in einer Petition dem Fürsten, daß die Judenverfolgungen anarchistische Erscheinungen seien, und daß man ihn betrüge, wenn man ihm die Dinge in anderem Licht zeige.

Am 28. Juni 1867 versprach Fürst Karl dem Konsul St. Clair in Jassy, daß er den Verfolgungen ein Ende machen und die Verfolger schwer bestrafen werde. Dabei hatte der rumänische Bojarenpöbel den Einzug des Fürsten Karl in Jassy, ihm zum Hohn, mit einer solennen Judenmißhandlung gefeiert.

Weitere Akte rumänischer Barbarei folgten.

In der Thronrede vom 10./22. Januar 1868 sagte Fürst Karl wörtlich:

„Wenn früher die rumänische Nation sich von den Prinzipien der Menschlichkeit und der religiösen Duldsamkeit niemals entfernt hat, so wird sie heute im neunzehnten Jahrhundert unter meiner Regierung diese geheiligten Grundsätze gewiß nicht verletzen, und wenn unter dem Vorwand wirtschaftlicher Mißstände einige Individuen die Frage auf das religiöse Gebiet hinüber zu spielen suchten und Empfindungen der Feindseligkeit gegen die Israeliten im allgemeinen zu erwecken sich anmaßten — wie man dies bei den letzten Ereignissen von Berlad und Calarach sah, — so können Sie sicher sein, daß diesen Versuchen ein Ende gemacht werden wird".

Die Antwort der edlen Bojaren war, daß 31 von ihnen in der Kammer einen Antrag stellten:

„Juden dürfen in den städtischen Gemeinwesen nur mit Genehmigung des Gemeinderats, in den ländlichen Gemeinden dagegen unter keinem Vorwand und nicht einmal zeitweilig sich niederlassen".

„Unbewegliches Eigentum dürfen sie weder in den Städten noch auf dem Lande erwerben; Kauf und Verkauf desselben zu ihren Gunsten ist null und nichtig".

„Ebenso ist es ihnen verwehrt, Landgüter, Weinberge, Schenken, Gasthöfe, Brennereien, Mühlen, Brücken u. s. w. in Pacht oder Betrieb zu nehmen, und weder Staat noch Gemeinden dürfen ihnen Lieferungen übertragen. Um Handel zu treiben, bedürfen sie eines von dem betreffenden Gemeinderat ausgestellten Gewerbescheins, doch sollen sie Nahrungsmittel und Getränke nur an ihre Glaubensgenossen, nicht an die Christen absetzen dürfen. — Vorstehendes Gesetz erhält rückwirkende Kraft; alle Gesetze und Verordnungen, die mit demselben in Widerspruch stehen, sind aufgehoben".

Dieser Antrag, von der Regierung lau bekämpft, zeitigte weitere Barbareien, die den Konsuln von England, Oesterreich, Frankreich, Griechenland, Preußen und Rußland nachstehenden, Jassy, 5. April 1868 datierten Protest diktierten:

. . . . . „Die Unterzeichneten erkennen einstimmig an, daß es nicht für sie zweifelhaft ist, daß die Maßregeln der Quälerei und der Vertreibung, die gegen die Israeliten heute verübt wurden, durchaus wirkliche und vollständige Thatsachen sind.

Infolgedessen sind die Unterzeichneten zu ihrem Bedauern dazu gelangt, sich zu überzeugen, daß die so kategorische Ableugnung, die den Agenten und Konsuln durch die rumänische Regierung entgegengestellt wurde, in flagrantem Widerspruch zu den Thatsachen steht, die sie selbst zu konstatieren in der Lage waren".

Die rumänische Regierung nahm den Vorwurf der Verlogenheit als eine Schmeichelei auf.

Um dieselbe Zeit schrieb der Fürst von Hohenzollern, Vater des Fürsten Karl, an Berthold Auerbach:

„Verehrter Freund!

Schon längst würde ich Ihre inhaltschweren Briefe beantwortet haben, wenn ich nicht in der Zwischenzeit eingehende Recherchen gepflogen hätte, um über die sehr alarmierenden Gerüchte wegen

Judenverfolgung in der Moldau u. s. w. mir Gewißheit zu verschaffen. Diese Gewißheit liegt mir im vollen Maße jetzt vor. Mein Sohn ist tief verletzt über die Thatsache, daß ihm solche Willkür-Akte im entferntesten nur zugemutet werden konnten. Er und seine Regierung leugnen auf das bestimmteste, daß irgendwo ein so schändlicher Mißbrauch der Amtsgewalt gegen die Juden vorgewaltet habe, und sie führen die Entstehung und Verbreitung solcher gehässiger, aller Zivilisation Hohn sprechender Ausstreuungen auf außerhalb Rumäniens liegende, sehr feindselige, mit perfider Absichtlichkeit gepflegte Intriguen zurück.

Da es nun aber doch in der Möglichkeit liegen könnte, daß terroristische Maßregeln von untergeordneten Organen platzgegriffen haben, so hat sich mein Sohn entschlossen, eventuelle Vorkommnisse an Ort und Stelle persönlich zu untersuchen und die vielleicht irgend einem Partei-Interesse dienstbaren Schuldigen mit rücksichtslosester Strenge behandeln zu lassen. Durch diesen Akt identifiziert er sich mit den Anschauungen der Humanität und zeigt öffentlich, daß er die Niedertracht, wo sie sich auch finden möge, entschieden zu bekämpfen und auszurotten bestrebt ist. Seine Geistes- und Herzensbildung, sowie sein ganzer Erziehungslauf sind mir Bürge dafür.

An Rumänien darf überhaupt jetzt noch nicht der Maßstab europäischer Kultur gelegt werden. Alle Bestandteile der dortigen Bevölkerung, inklusive der Juden, befinden sich heute noch in einer Verfassung, die durch jene der Grenzländer naturgemäß bedingt ist. Es ist einerseits der dieses Land von etwas frischen siebenbürgischen Elementen scheidende Karpathenwall — andererseits ist es der unvermeidliche Kontakt mit tiefgesunkenen russischen und türkischen Zuständen, was einer nach unseren Begriffen kräftig moralischen Aufraffung hindernd im Wege steht. Ein Menschenleben wird nicht ausreichen, die Besserung zu ermöglichen; aber es kann doch meinem Sohn beschieden bleiben, den Keimen einer hoffnungsvolleren Entwickelung nicht fremd geblieben zu sein".

Am 24. April 1868 antwortete Lord Stanley im englischen Oberhaus auf eine Interpellation über die rumänischen Gräuel was folgt:

„Ich glaube, es handelt sich hierbei um eine Angelegenheit, die die Christen lebhafter berührt, als die Juden selbst, denn wenn das Leiden die Juden trifft, so trifft die Entehrung die Christen. Ich kenne kein anderes Beispiel in unserer Zeit von einer solchen Reihe von Unterdrückungshandlungen, die ohne ein vernünftiges oder selbst erkennbares Motiv begangen worden sind".

Die rumänische Regierung fuhr fort, zu lügen, der Bojarenpöbel fuhr fort, zu plündern und zu mißhandeln, und die rumänischen Gerichte fuhren fort, die Schuldigen freizusprechen. Die Mächte intervenierten der Reihe nach, mit keinem anderen Ergebnis, als daß sie frech belogen wurden und die Verfolgungen sich verschärften.

Es kam der Berliner Kongreß, der zu dem Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 führte. Zwei Artikel dieses Vertrages lauteten:

„Art. 43. Die hohen vertragschließenden Teile erkennen die Unabhängigkeit Rumäniens an, indem sie dieselbe an die in den beiden folgenden Artikeln aufgeführten Bedingungen knüpfen".

„Art. 44. In Rumänien darf der Unterschied des religiösen Glaubens und der Bekenntnisse niemandem gegenüber geltend gemacht werden, als ein Grund der Ausschließung oder der Unfähigkeit bezüglich des Genusses der bürgerlichen und politischen Rechte, der Zulassung zu öffentlichen Diensten, Aemtern und Ehren oder der Ausübung der verschiedenen Berufs- und Gewerbszweige, an welchem Orte es auch sei".

Fürst Karl sagte darüber in seinen Memoiren:

„18./30. Juni 1878. Abends spät trifft die entscheidende Depesche aus Berlin ein: Bratianu und Cogalniceanu melden, daß alle Mitglieder des Kongresses, zuletzt auch Graf Andrassy, ihnen mitgeteilt haben, Bessarabien sei verloren, und die Unabhängigkeit Rumäniens werde nach Analogie Serbiens auch nur anerkannt werden, wenn Rumänien sich verpflichte, konfessionelle Unterschiede nicht mehr zum Anlaß für politische und bürgerliche Ungleichheit zu nehmen, d. h. also unter der Bedingung, daß Rumänien auch seinen jüdischen Bewohnern die Staatsbürgerrechte verleihe!"

Es herrschte also Uebereinstimmung, daß den rumänischen Juden die bürgerlichen Rechte erteilt werden müßten.

Die rumänische Regierung wollte die Erfüllung dieser Bedingungen blos versprechen, doch die Kabinette bestanden zunächst auf Vorleistung Rumäniens, unter ausdrücklicher Kundgebung des Mißtrauens gegenüber rumänischen Verheißungen. Und der Vater des Fürsten selbst erinnerte gegenüber der dilatorischen Behandlung dieser Frage daran, daß es höchste Zeit sei, „die politische Gleichstellung der Juden sans phrase zu vollziehen."

Inzwischen begann die antisemitische Bewegung in Europa. Der Vater des Fürsten Karl schrieb am 24. Januar 1880 seinem Sohn:

„Jede Sache hat aber auch ihre drollige Seite: so setzt in Preußen die evangelische Pastorenpartei mit einigem Erfolge eine antisemitische Bewegung in Szene, und die konservative Partei unterstützt dieses recht gefahrvolle Experiment . . .

Wenn es so fortgeht, erleben wir hier noch eine Judenhetze; und sodann müßten die übrigen Großmächte das deutsche Reich in Verruf erklären, wenn sie anders den Forderungen des Berliner Vertrags treu bleiben wollten!

Nicht mit Unrecht hat der Kronprinz sich öffentlich gegen diese Bewegung ausgesprochen, denn wenn die bösen Geister einmal entfesselt sind, so können sie nur mit Blut und Eisen wieder gebannt werden!"

Der Fürst von Hohenzollern hatte schon früher den „Willen Europas" nicht sehr tragisch genommen. Er kannte den Fürsten Bismarck, er kannte die Machenschaften, die an die Verstaatlichung der rumänischen Eisenbahnen sich geknüpft hatten, und schrieb am 26. Juli 1878 seinem Sohn:

„Der vom Kongreß oktroyierte Judenparagraph ist eine allgemeine Humanitätsphrase. Es ist der Gesetzgebung allein überlassen, diese Verhältnisse zu regeln, ich bin überzeugt, daß späterhin, abgesehen von der Alliance Israelite, kein Hahn danach krähen wird, wie jene Bestimmungen zur Ausführung gelangen mögen".

Europa ließ es bei der „allgemeinen Humanitätsphrase" bewenden und König Karl auch.

Plotke hätte an die Spitze seiner Broschüre das Motto stellen dürfen:

Nolite confidere principibus nec filiis hominum — Vertrauet nicht den Fürsten noch den Menschenkindern!

Rumänien ist, was es gewesen: ein Barbarenstaat.

## Einiges aus den Memoiren der Glückel von Hameln.

Von L. Ysaye.

Diese Memoiren sind keine Photographie, sie sind ein Gemälde. In ihrem schönsten Staat, in ihren kostbarsten

Gewändern kommt die alte Judenfrau zu uns und sie möchte gar zu gerne, daß wir ihr glauben, wenn sie versichert, dies sei ihre Alltagskleidung. Aber beim besten Willen vermögen wir das nicht; sie verrät sich selbst zu oft. Manchmal ist es ein Blick nach dem Spiegel, manchmal eine ungeschickte Bewegung in dem Prachtgewand, die uns stutzig und mißtrauisch macht und zuletzt lächeln wir ein bischen über die gute, geschwätzige Glückel, die vor uns posiert.

Die Memoiren sind von dem verstorbenen Prof. Dr. David Kaufmann herausgegeben; sie umfassen die Jahre 1645—1719, die Zeit nach dem großen Krieg, eine Zeit der Sittenlosigkeit und der allgemeinen Verderbnis, eine Zeit, in der man Hexen verbrannte und Gold machte, eine Zeit, in der die vornehmsten Frauen die verfänglichsten Dinge schrieben, und nicht blos schrieben, eine Zeit, in der die frechsten französischen Madrigals gesungen wurden, und in der man im tollen Durcheinander lachte und folterte, tanzte und verbrannte; eine Zeit, in der sich alle Flammen der erdenklichsten Leidenschaften zu einem hellen Brand vereinigten, eine Zeit, die noch heute Schrecken und Bewunderung erregt und aus der man wohl mit Recht interessante Berichte erwarten dürfte.

Aber in den Memoiren der Glückel von Hameln wird man vergeblich nach einem Spiegelbild dieser tollen, erregten, genußfrohen Zeit suchen, es geht recht ernsthaft in den sieben Büchern der Denkwürdigkeiten zu, recht verständig, recht belehrend, und Frau Glückel trägt ihre Tugend wie ein schönes Erbkleinod oft und gern zur Schau. Wer darüber staunt, der bedenke, daß sie Jüdin und als solche vom Geschick selbst außerhalb des glänzenden und lasterhaften Kreises ihrer Geschlechtsgenossinnen gestellt war. Also ist nicht eigentlich der Inhalt das Wunderbare an diesen Memoiren; die Glückel hat, — so bedeutungsvoll und wichtig ihr Schicksal für sie selbst war, — doch nicht mehr erlebt und es auch nicht anders erlebt als tausende von jüdischen Frauen, aber sie ist die einzige, die uns Aufzeichnungen über ihr Leben hinterlassen hat, und daß sie solche überhaupt geschrieben, das ist das Erstaunliche und Seltsame. Sie mag das Ungewöhnliche ihres Beginnens wohl selbst gefühlt haben, denn sie versucht es, einen innern Grund, ein zwingendes Muß für ihr Unternehmen zu finden. Sie erzählt „Wenn mir die malkulischi (melancholische) Gidankin seinen gikumin .... alsu ich manichi Nacht schlaflos zu gibracht .... also ich uft auf gestandin und die schlof lusi Nacht damit zugibracht“. Nämlich mit Schreiben. Mit sicherem Fraueninstinkt hat sie einen Beweggrund herausgesucht, der am meisten auf das Gemüt ihrer Kinder — die sie sich vor allem als ihre Leser dachte — wirken mußte, und sie wiederholt diese rührende Klage bei jeder passenden und nicht passenden Gelegenheit. Seltsamerweise hat sie auch bei ihrem Entdecker und Manager Prof. Dr. David Kaufmann mit den melancholischen Gedanken Glauben gefunden; ein unbefangener Leser wird aber doch an dem fortwährenden Trübsinn und den ewig schlaflosen Nächten der armen Glückel ein wenig zweifeln. Ueberhaupt entwirft Kaufmann in der Einleitung zu dem Buch ein Bild von seiner Heldin, das zwar glänzend gemalt aber teilweise falsch gezeichnet ist und im Grunde genommen nur die knappste Familienähnlichkeit mit der wirklichen Glückel besitzt. Schon was er über die große Bildung Glückels sagt, erweist sich bei näherer Prüfung als unzutreffend, und ihre That ist uns um so wunderbarer, je mehr wir einsehen, wie wenig ihr Geist von Erziehung und Vorbild beeinflußt wurde. Sie war nichts als eine einfache Judenfrau, aber ein gewaltiges Streben, eine ungewöhnliche Energie und eine köstliche Schaffenslust beseelten sie, und daher kommt es auch, daß wir die alte Glückel als so modern, so lebendig, so liebenswert empfinden. Sie war nicht gelehrt und nicht so unendlich vortrefflich, aber sie dachte, daß es notwendig sei, gelehrt und vortrefflich zu sein, weil das die einzigen Eigenschaften waren, die sie ihr Leben lang rühmen hörte. In Wahrheit war sie keine Moralistin, sondern eine Künstlerin, die einen schöpferischen Geist und den Blick eines Malers besaß, gepaart mit der Unsicherheit der Eitelkeit, den kleinen Verstellungen und Komödien und der Plauderlust des echten Weibes. Sie muß reizend gewesen sein, die liebe Glückel, viel, viel reizender, als Kaufmann es ahnte, und ihre Passion war das Erleben und das Schildern. Ihre Lebensfreudigkeit und Lebenslust waren unverwüstlich, das Morgen ein goldener Schimmer für sie, und sie hoffte und liebte mit der ganzen Kraft ihres immer jungen, immer thörichten Herzens. Was erzählte nun diese interessanteste aller Frauen?

Sie beginnt mit moralischen Betrachtungen und belehrenden Erzählungen. Sprichwörter wechseln mit eigenen Sentenzen ab, Ermahnungen an ihre Kinder mit den Schilderungen von der Nichtigkeit und Wertlosigkeit des menschlichen Lebens, den Lobpreisungen Gottes und der himmlischen Seligkeit. Niemals erfährt man Genaues, woher sie die zitierten Geschichten kennt, sie scheint sie aber teilweise abgeschrieben zu haben, zur Unterstützung der von ihr vorgetragenen Ansichten über unser irdisches Dasein und seine Qualen, den Lohn, der den Gerechten endlich zuteil wird, die Strafe, die den Bösen sicherlich ereilt. So wenig war sie selbst von der Wahrheit dieser Meinungen überzeugt, so dringend schienen ihr diese der Belege zu bedürfen, daß sie fast wahllos eine Fülle von Aussprüchen der Gelehrten, Erzählungen und Sprichwörtern um ihre Thesen gruppiert. Die ewigen Gesetze von der Schönheit und von der Güte, der Einfachheit und dem Verstehen, die heute die schweigende Voraussetzung überall da bilden, wo ein Mensch von seinem innern Leben zu einem andern Menschen spricht, diese ewigen Gesetze, die auch in ihr lebten, werden übertönt von den ererbten Werturteilen über gut und böse, gerecht und ungerecht, gottlos und gottesfürchtig. Das ganze erste Buch ist in dem hochtrabenden moralischen Stil gehalten, Frau Glückel geht mit tragischen Schritten in dem starren Glanz dieser erborgten Ansichten einher und forscht in unseren Augen nach unserer Bewunderung. Die wird ihr aber erst viel, viel später zuteil, vorläufig begnügen wir uns, zu hören und zu staunen.

Aber selbst in diesem weniger fesselnden ersten Buch wirkt sie zuweilen packender als manch ein moderner Erzähler. So trägt sie einmal folgende Geschichte vor: Ein Mann fiel ins Meer. Sicherlich wäre er ertrunken, wenn ihm nicht der Schiffer einen Strick zugeworfen hätte, an dem er sich festhielt und der ihm zur Rettung wurde. — Nun beginnt eine Paraphrase: Wie jener Mann sind wir in das Meer

des Lebens hinausgeworfen, und wir wären hilflos verloren, wenn uns nicht in der Lehre Gottes ein rettendes Seil gegeben wäre, an das wir uns klammern können in unserer Angst und Not. — Ein Hauch von Größe, von Erhabenheit, von Musik liegt in dieser Darstellung, wir fühlen darin das ewige Meer und das ewige Leben und die Angst und das Zittern der Kreatur. Manchmal aber ermüdet und langweilt sie durch Wiederholungen und langatmige Betrachtungen, wie in der merkwürdigen Geschichte vom Vogel und seinen Jungen oder vom Leibarzt des Königs. Schön ist wieder die letzte Erzählung in diesem ersten Buch, wie ein Philosoph mit seinem Freund eine Höhe ersteigt und ihm alle Häuser der Stadt zeigt: „Siehe, ein jedes Haus verbirgt ein Leid!"

Wir alle, wenn wir erst eine gewisse Höhe erstiegen haben und die Wohnungen der Menschen zu unseren Füßen liegen sehen, — wir alle wissen, daß jedes Haus sein Leid birgt, und wenn wir auch nicht, wie der Freund des Philosophen in Glückels Geschichte, unser Leid nicht vertauschen wollen, weil es am Ende noch das leichteste ist, sondern weil es uns am teuersten und keinem andern zu vergleichen, so fesselt uns doch das Bild der schweigenden Häuser mit dem verborgenen Leid unter den verstehenden Blicken der beiden Männer auf der Höhe.

Rührend ist es, wie sich die Glückel mit den vielen unbegreiflichen Dingen im Leben, dem seltsamen Walten des Schicksals abzufinden sucht. Sie ahnt, daß da ein Geheimnis verborgen ist, daß da unbekannte Gesetze wirken müssen nach einer höheren Gerechtigkeit als die der Menschen; aber all das kommt ihr nicht klar zum Bewußtsein, und so sagt sie nur: Wir können es nicht begreifen, aber es wird schon alles gut sein, der Böse wird bestraft, der Gute belohnt werden, wenn nicht hier, so doch in jener Welt. Sie hat den primitiven vertrauensseligen Glauben eines Kindes, sie übt keine Kritik, und wenn das Leben und das Geschick diesen ererbten Lehren widersprechen, so flüchtet sie sich hinter die ewige Vergeltung und ist beruhigt. Gottes Walten ist überall ersichtlich, sagt sie, und sie fordert ihre Kinder zum Glauben und Vertrauen auf. Sie ist wirklich glücklich; sie hat niemals vor dem großen Nichts den leisesten Schauer empfunden, sie hat niemals dem Leben in die leeren Augen geblickt, sie weiß nicht, aber sie glaubt, und wir beneiden sie darum, wir, die wir im Wissen fast nicht weiter gekommen sind und im Glauben so Vieles verlernt haben.

Erst im zweiten Buch beginnt sie wirklich mit der Geschichte ihrer Memoiren. Wieder erzählt sie, wie sie nach dem Tod ihres Mannes, der ihr ein treuer Hüter und Schützer war, und der „um ihrer großen Sünden willen" von ihr genommen wurde, zum Schreiben ihre Zuflucht nahm. Und sie beginnt ihre Erzählung bei ihrer Geburt. Sie ist eine Hamburgerin, 1645 geboren, und sie war über 45 Jahre alt, als sie mit ihren Aufzeichnungen begann. Sie muß wohl schön oder doch mindestens hübsch gewesen sein, wenigstens sagt sie, daß sie ihrem Schöpfer dankt, der sie nach seinem Wohlgefallen geschaffen hat, und dieser Dank klingt so warm und herzlich, daß er nicht blos ein religiöses Gebot zu erfüllen scheint.

Es ging den Hamburger Juden nicht allzu gut damals. Als die Glückel etwas über 2 Jahre war, mußten alle Juden nach Altona auswandern, und erst nach mancherlei Bemühungen und Bittgängen durften sie sich wieder in Hamburg niederlassen. Schließlich litten die wohlhabenden Familien noch weniger; aber für die Armen, denen das Geld mangelte, einen Paß zu lösen, und die deswegen oft heimlich in der Stadt verblieben, waren es recht traurige Zeiten. Glückel erzählt, daß ihre Eltern wohltätig und freigebig waren und daß, wer hungrig das Haus betrat, es gesättigt verließ. Auch wäre — fährt sie fort — ihr Vater bedacht gewesen, seine Kinder, sowohl Söhne wie Töchter, nach Möglichkeit unterrichten zu lassen; dennoch ist es nicht wahrscheinlich, daß die Glückel zuviel studiert hat, aber wenn auch nicht das Wissen selbst, so besaß sie doch die große Achtung vor dem Wissen, die alle Juden auszeichnet.

Wie aus einer alten, wunderschönen Chronik klingen die Berichte über den Krieg zwischen Schweden und Dänen. Die Glückel war noch recht klein zu dieser Zeit, so zehn Jahre, und hat nicht sehr viel gesehen, da sie „den ganzen Tag in dem Cheder hat sitzen müssen". Aber sie erinnert sich doch, welch ein strenger Winter damals herrschte; seit Menschengedenken war eine solche Kälte nicht dagewesen, und man nannte noch lange nachher diesen Winter den „schwedischen". Eines Nachts — sie wohnten damals noch in Altona — ertönte der Ruf: „der Schwed kommt!" Und „nackigt" sind sie aus den Betten gesprungen und in die Stadt (Hamburg) geflüchtet, alle die Männer, Frauen und Kinder, eng aneinander gedrückt, zitternd vor Furcht und Kälte.

Dann erzählt sie wieder köstlich naiv und amüsant von der Hamburger Khille. Der Angesehenste, d. h. der reichste Mann war Chajjim Fürst, „ein Mann von 10000 Reichsthalern". Der Vater der Glückel stand in der gesellschaftlichen Wertschätzung einen Grad tiefer, er besaß blos 8000 Reichsthaler; dafür zeichneten ihn eine Menge vortrefflicher Eigenschaften aus: er war weltklug und gottvertrauend, fleißig und geschäftstüchtig, und wenn ihn nicht das Zipperlein geplagt hätte, so würde er noch viel mehr erreicht haben. Ein Mann hatte sogar nur 2000 Reichsthaler, aber dafür hat er sich sehr schön „geführt", und wurde deswegen mit für voll genommen. Aber selbst der, erzählt die Glückel, der nur 120 Reichsthaler im Vermögen hatte, hat es sich ganz wohl sein lassen, und die wohlhabenden Juden haben besser gelebt, als die Reichen unter den Andersgläubigen.

Geradezu begeistert spricht sie von der Hochzeit ihrer Schwester Handelche, die den Sohn von Gumpel aus Cleve geheiratet hat. Niemals vorher war solch eine Mitgift (1600 R.-T.) gegeben worden, und alle Welt sprach von diesem großen „Schiddduch".

Trotz dieser nur zu natürlichen Wertschätzung des Geldes war die Mutter der Glückel ein armes vaterloses Mädchen. Der Vater hatte schon vorher eine Frau gehabt, eine Witwe, die ihm ein Kind mit in die Ehe gebracht hat. Dies ist die berühmte Halbschwester der Glückel, die schon als Kind französisch und Klavier gekannt hat, und von der Professor Dr. David Kaufmann sagt: „Die feinere Sitte hatte darin (in Glückels Vaterhaus) längst eine Heimstätte; eine Halbschwester

Glückels war als Kind bereits im Französischen unterrichtet worden." Es ist aber doch ein bischen gewagt, aus den Kenntnissen eines Mädchens, das einen andern Vater und eine andere Mutter hatte, auf die Kenntnisse der Glückel zu schließen.

Auch Glückel erzählt viel Liebes von dieser Halbschwester. Sie soll ein ungewöhnlich schönes und kluges Mädchen gewesen sein und hat einmal ihrem Stiefvater einen artigen Dienst geleistet. Als sie einst am „Klaffzimmer" (Klavier) stand, traten zwei Männer in die Stube, die auf ein Pfand warteten, das sie auslösen wollten. Sie beredeten sich nun „auf französisch", das Pfand zu nehmen und damit fortzulaufen, ohne das geborgte Geld zu bezahlen. Das Mädchen verstand alles und als der Stiefvater hereinkam, sang sie ihm zu: „Gieb das Pfand nicht heraus!" — Glückels Vater hat dieses Stiefkind sehr geliebt und es ganz wie ein eigenes betrachtet. Er verheiratete sie später mit Callmann Aurich, einem angesehenen und wohlhabenden Mann, aber die schöne junge Frau starb schon nach der Geburt des ersten Kindes. Nun trägt die Glückel eine richtige Gespenstergeschichte einfach und packend vor: die arme schöne Frau war also begraben, da kamen Leichenräuber, zerrten sie aus ihrer Gruft und stahlen die Leichengewänder. In der Nacht erschien die Tote einer Frau, erzählte, wie man sie in ihrer Ruhe gestört, und bat um neue Kleider. Man eilte auf den Friedhof, und als man sich überzeugt hatte, daß wirklich eine Totenberaubung vorliege, setzten sich die Frauen zusammen, um für die Leiche neue Gewänder zu nähen. Als sie noch arbeiteten, trat eine Magd ins Zimmer und schrie entsetzt auf: „Eilt euch, ihr Frauen, seht ihr denn nicht, daß das „Meß" unter euch sitzt und wartet!" Als man dann die Tote wieder bestattet hatte, fand sie Ruhe und wurde niemals mehr gesehen.

Eine seltsame Frau muß auch die Großmutter der Glückel, Mate, gewesen sein. Sie und ihr Mann Nathan Mehlreich waren mit ihren Kindern aus Detmold, von wo man sie vertrieben hatte, nach Altona gekommen und hatten sich dort angesiedelt. Sie brachten viel Geld und edle Steine mit sich und hatten sich ganz gut in der neuen Heimat eingerichtet. Ein Sohn und eine Tochter waren bereits verheiratet; da kam die schreckliche Pest, die niemanden verschonte, auch vor dem reichen Chajjim Fürst nicht zurückwich, und tötete Nathan Mehlreich und einige seiner Kinder. Als die Seuche endlich erlosch, blieb Mate mit zwei Kindern verarmt zurück, ihr Haus war geplündert, ihr Geld verschleudert. Nach Jahren der Not und Entbehrung gelang es ihr, ihre Tochter Ulik zu verheiraten, die andere Tochter (Glückels Mutter) war eine geschickte Spitzenklöpplerin geworden, die sich und ihre alte Mutter durch ihrer Hände Arbeit erhielt. Als sie später Löb Pinkerle heiratete, kamen für die beiden Frauen bessere Tage. Glückels Vater hat die Mutter seiner Frau sehr liebevoll im Hause aufgenommen und ist von keiner Messe zurückgekommen, ohne ihr ein Geschenk mitzubringen. Die alte Mate lebte angesehen und geachtet bei ihren Kindern und war schon gegen 74 Jahre, als polnische Flüchtlinge aus Wilna nach Hamburg kamen, verhungert, elend und mit ansteckenden Krankheiten behaftet. Viele lagen damals krank im Hause Löb Pinkerles, auch zwei seiner Kinder, darunter Glückel, ergriff die Krankheit, am ärgsten aber traf es die alte Großmutter. Als sie ihr Ende nahen fühlte, ließ sie alle Kinder und Kindeskinder kommen und sprach zu ihnen: „Du, mein lieber Schwiegersohn, hast mir nicht nur Nahrung und Kleidung gegeben, sondern auch oftmals Geld geschenkt, damit ich es nach meinem Gefallen verwenden möge. Ich habe dieses Geld nicht verbraucht, sondern auf kleine Pfänder verliehen und so 200 Reichsthaler erspart. Von rechtswegen gehört nun dieses Geld dir, aber wenn du darauf verzichten wolltest, so möchte ich es den armen Kindern meines Sohnes hinterlassen." Auf diese Rede folgte eine allgemeine Rührung, der Schwiegersohn verzichtete auf die 200 R.-T., und die alte geschäftstüchtige Großmutter segnete Kinder und Kindeskinder und starb zufrieden.

Die schönste Partie dieses Buches, vielleicht der ganzen Memoiren, ist die Schilderung von Glückels Vermählung. Das ist wirklich köstlich geschrieben, niemand dürfte das der Frau Glückel so bald nachthun. Da vergißt sie jede Pose, jedes Moralisieren, eine liebe, entzückende Frau erzählt eine liebe, entzückende Geschichte, und schon um dieser paar Seiten wegen lohnt es sich, die ganzen Erinnerungen zu lesen.

Die Glückel war noch nicht 12 Jahre alt, als sie verlobt wurde; zwei Jahre drauf war Hochzeit. Nun berichtet sie, wie sie mit ihrem Vater, ihrer Mutter und 20 Leuten nach Hameln zur Hochzeit „gezogen" ist. Damals gab es noch keine Post zwischen Hamburg und Hameln, wie in der fortgeschrittenen Zeit, in der Frau Glückel ihre Erinnerungen niederschreibt, und die Hochzeitsgesellschaft mußte sich in den Dörfern Wagen mieten und in solchen Fuhrwerken bis nach Hannover reisen. In Hannover wurde Station gemacht und man schrieb nach Hameln um Wagen. Ihre Mutter, erzählt Glückel, „hat for meint, das man zu Hameln kan so kutschin habin als wie in Hamburg", wenigstens aber erwartete sie, daß für die Braut und ihre Eltern ein passendes Fuhrwerk gesendet würde. Welche Enttäuschung, als am dritten Tag drei oder vier „Bauernwagen" für die illustre Gesellschaft eintrafen. Die künftige Schwiegermama war sehr verletzt und geärgert über diesen ganz unpassenden Vorempfang, und wenn sie schließlich auch den Bauernwagen bestieg, so war ihr ihre Verstimmung doch deutlich anzusehen.

Am Abend, in Hameln, als ein gemeinsames Souper die beiden Familien und die Hochzeitsgäste vereinte, blieb die Brautmutter unnahbar und beleidigt, trotz der Galanterien von Glückels Schwiegervater, der ihr aus einem großen Glase Wein zutrank und in seiner liebenswürdigen, herzlichen Art sie zu begütigen suchte. Aber erst, als er ein Erlebnis aus seiner eigenen Brautzeit zum besten gab, versöhnte sich die gestrenge Hamburgerin, und die Hochzeit wurde in Frieden und Fröhlichkeit zu Ende geführt.

Diesem Schwiegervater hat Glückel ihr ganzes, liebevolles Herz geschenkt. Ihre Liebe zu dem alten Mann ist so wunderbar, sie zeigt so viel innere Schönheit und Güte, daß wir mehr Ehrfurcht und Rührung vor ihr empfinden, als vor der größten Weisheit aller Gelehrten. In ein paar Worten schildert sie nicht nur ihre Zuneigung, sondern auch ihr Leben, das Leben ihrer Schwiegereltern, die kleine Stadt und tausend andere Dinge so lebendig und herrlich, wie nur ein echter Künstler es kann.

Sie war noch sehr jung, erzählt die Glückel, und hat den Unterschied zwischen Hamburg und Hameln, der Heimatstadt, in der sie von allen gekannt wurde, und dem kleinen, gott- und weltverlassenen, trübseligen Oertchen wohl empfunden, aber wenn sie am Morgen um drei Uhr, während noch die dunkle Winternacht alle Dinge in ihre kalten, grauen Schleier hüllte, in der Wohnstube, die neben ihrer Schlafkammer lag, die Schritte ihres Schwiegervaters hörte, und vernahm, wie er auf- und abgehend ein Lied vor sich hinsummte, da versank alle Sehnsucht und aller Kummer in dem einzigen Gefühl der unendlichen Liebe zu diesem alten Mann.

Ein Jahr lang lebte sie in Hameln, dann zog sie mit ihrem Mann nach Hamburg, wo sie noch ein Jahr bei ihren Eltern wohnte und dann eine eigene Wohnung für 50 Reichsthaler Miete „heuerte". Aus dieser ersten Hamburger Zeit erzählt Glückel manche heitere Episode: Wie sie und ihre Mutter zu gleicher Zeit ein kleines Töchterchen bekamen, wie beide in derselben Wohnstube lagen, wie einmal die Kinder verwechselt wurden, und tausend andere Details, die uns das Leben der damaligen Zeit besser verdeutlichen als manche gelehrte Kulturgeschichte.

Alle Ereignisse ihres kleinen Lebens sind ihr treu in Erinnerung geblieben, allen Menschen, die ihr begegneten, bewahrt sie ein herzliches Gedenken. Sie spricht von ihren Dienstleuten mit freundlicher Anerkennung, und sie scheint ihnen eine teilnehmende, gute Herrin gewesen zu sein.

Ihr Mann Chajjim Hameln war ein tüchtiger Geschäftsmann, der sich in die ungewohnten Hamburger Verhältnisse bald hineinfand. Glückel erzählt, daß er eigentlich nur mit Edelsteinen handelte, aber da damals die Mode der Goldketten herrschte, so begann Chajjim auch Gold aufzukaufen, umarbeiten zu lassen und mit reichlichem Gewinn zu verhandeln. Liebevoll gedenkt sie seiner trefflichen Eigenschaften und mit stolzer Freude erzählt sie, daß er nichts unternahm, ohne sich vorher mit ihr zu bereden oder zu beraten.

Als ihr Töchterchen zwei Jahre alt war, wurde ihnen der erste Sohn geboren, und die Freude der Eltern soll unbeschreiblich gewesen sein.

Am Schluß dieses zweiten Buches posiert die gute Glückel wieder ein ganz klein wenig. Sie bittet nämlich um Entschuldigung, wenn sie etwa Dummheiten geschrieben hätte, aber im Inneren unseres Beifalls gewiß, beendet sie dies Buch nur, um gleich frisch und fröhlich zur Feder zu greifen und im dritten Buch mit der Geschichte ihrer Erlebnisse fortzufahren. (Fortsetzung folgt.)

---

## Sprechsaal.

### Die Vereinigung der Kultusbeamten.

Polzin, 31. März 1901.

Die geehrte Redaktion ersuche ich höflichst, folgenden Zeilen im Sprechsaal ein Plätzchen zu gewähren.

Ich glaube, im Sinn aller Kultusbeamten zu handeln, wenn ich Herrn Prediger Bähr für seine sachgemäßen, zu Herzen gehenden Ausführungen in der letzten Nummer dieses geschätzten Blattes, für seine Anregungen und Ausführungen vollste Anerkennung zolle. Nur ein Kultusbeamter, von dem so Vieles verlangt wird für das Wenige, das die Gemeinde ihm leistet, kann sich in die oft gar zu traurige Lage eines Kultusbeamten hineindenken. Was wird nicht alles in den kleineren Gemeinden, die sich in der Regel nicht für leistungsfähig halten, von einem Kultusbeamten für den kargen Entgelt gefordert! Wenn die Gemeinden von selbst kein Einsehen haben, so ist es wohl gerechtfertigt, wenn eine Organisation geschaffen wird, die ihnen das schöne Bild von des Kultusbeamten und seiner Familie Dasein und hoffnungsreicher Zukunft vor Augen führt.

Von dem Lehrer-Verband allein oder von dem Rabbiner-Verband haben die Kultusbeamten nichts zu erwarten. אם אין אני לי מי לי. Deshalb ist es notwendig, liebe Berufsgenossen, eine אחדת herbeizuführen; nur Einigkeit macht stark, und das nur billige Verlangen wird von jedem Einsichtsvollen gutgeheißen werden.

Es ist Zeit, daß auch für die „unentbehrlichen Kultusbeamten" eine andere Aera anbricht.

Das Peßach-Fest ist das Fest der Hoffnung, ein חדש האביב; in dem harten und strengen Winter leben wir in der Hoffnung, es wird Frühling werden. Auf der Seder-Schüssel prangt das schöne Grün, auch ein Symbol der Hoffnung und Wiederbelebung; kurz ein Sehnen und Hoffen zeigt sich in jeder Lage des Menschenlebens. Auch der Kultusbeamte, der im Dienst der Gemeinde steht, der zu jeder Zeit als ein Diener des Herrn seine Aufgabe, sowohl in der Schule, als Erzieher der Jugend, als auch im Tempel, um die innigen Gebete für seine Gemeinde an Gott zu richten, wie auch im Dienst der Schechita, treu und gewissenhaft zu erfüllen bestrebt ist, darf ebenfalls auf eine schöne Frühlingszeit hoffen.

Vielleicht wird ihm bald der Ruf erspart sein עד מתי!

Möge die schöne Frühlingszeit mit ihren Sonnenstrahlen auch manches Dunkle im Kultusbeamtenstand erhellen. Durch אחדת wollen wir das Interesse der Gemeinden fördern, indem wir zur Hebung des Kultusbeamtenstandes uns bemühen.

Finkelstein, Polzin.

---

## Literarisches.

Une Carrière Philologique en Roumanie. Par Lazare Sainéan. Paris bei Larousse, Rue des Écoles 58, und Bukarest bei Emil Storck, Calea Victoriei 53.

Ein jüdischer Gelehrter, geborener Rumäne, erzählt seine Leidensgeschichte, wie er um die versprochene Naturalisation auf echt rumänische Art betrogen wurde. Hauptakteur war dabei Herr Demeter Stourdza, Rumäniens Minister.

Handbuch der Ernährung für Gesunde und Magenkranke. Mit besonderer Berücksichtigung der jüdischen Speisegesetze. Von Dr. P. Münz, prakt. Arzt in Nürnberg. Mainz, Wirth'sche Hofbuchdruckerei A.-G.

Es ist schon ein großer Vorzug des Buches, daß es in seinem Titel sagt, was es will und verspricht. Die Arbeit ist unter allen Umständen dankenswert. Ob sie in allen Punkten das Richtige trifft, mögen die Mediziner beurteilen.

Einstweilen sei das Buch den Aerzten und den Patienten wärmstens empfohlen.

Flavius Josephus. Jüdische Altertümer. 2 Bände, geb. Mk. 6.50, Liebhaberband Mk. 8.—. Geschichte des jüdischen Krieges. 1 Band, geb. Mk. 3.50, Liebhaberband Mk. 4.50. Kleine Schriften. 1 Band, geb. Mk. 1.50, Liebhaberband Mk. 2.50. Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.

Die fünf Bücher sind ein Teil der Bibliothek der Gesamtliteratur des In- nnd Auslandes, die der rühmlichst bekannte Verlag seit Jahren herausgiebt. Die Uebersetzung ist sehr gut. Die Bücher eignen sich vor vielen zu Festgeschenken namentlich für die jüdische Jugend, und auch dem Erwachsenen darf ihre Erwerbung und ihr Studium dringend angeraten werden.

## Wochen-Chronik.

| Wochen- | April 1901 | Nißan 5661 | Kalender. |
|---|---|---|---|
| Freitag . . | 5 | 16 | ספ'העומר ב'דפסח Sabb. Anf. 6,41. |
| Sabbat . . . | 6 | 17 | שיר השירים ש'חה"מ Sabb. Ausg. 7,31. |
| Sonntag . . . | 7 | 18 | ב' דחה"מ |
| Montag . . . | 8 | 19 | ג' דחה"מ |
| Dienstag . . . | 9 | 20 | ד' דחה"מ |
| Mittwoch . . . | 10 | 21 | שביעי של פסח |
| Donnerstag . . | 11 | 22 | אחרון של פסח (Totenfeier) |
| Freitag . . . | 12 | 23 | אסרו חג Sabb. Anf. 6,54. |
| Sabbat . . . | 13 | 24 | פר"ק א' שמיני (Neumondsw.) Sabb. Ausg. 7,44. |

Berlin, 31. März. (Repräsentantensitzung.) In der Abendsitzung der Repräsentanten vom vorigen Donnerstag führte Herr Leonhard Sachs den Vorsitz. Ein dringlicher Antrag, den Beethovensaal in der Philharmonie für die nächsten 3 Jahre zur Veranstaltung von Jugendgottesdienst an den hohen Feiertagen zu mieten, wird angenommen. Sodann wird die Etats-Beratung fortgesetzt. Herr Mannheimer (lib.) referiert über das Hospital und die beiden Altersversorgungs-Anstalten. Ersteres erhält einen Gemeindezuschuß von M. 26 100. Eine Gehaltserhöhung von M. 300 für das Inspektionspaar wird abgelehnt. Für die beiden Altersversorgungs-Anstalten werden je M. 280 für Gehaltsaufbesserung bewilligt. Ohne Debatte werden sodann folgende Positionen bewilligt: Pensionsfonds mit M. 10 000, Dispositionsfonds M. 7000, beide in derselben Höhe wie in der letzten Etatsperiode, der Reservefonds für unvorhergesehene Ausgaben wird von M. 7000 auf M. 15 000 erhöht. Für Beschneidungskosten werden M. 1000 bewilligt, für Reparaturen an Grundstücken im I. und III. Etatsjahr je 60 000, im II. M. 30 000, da fortan gründliche Reparaturen nur alle zwei Jahre vorgenommen werden sollen. Die Subventionen für gottesdienstliche und Schulzwecke werden von M. 45 000 auf M. 60 000 erhöht. Der Zuschuß für die Lehranstalt der Wissenschaft des Judentums wird von M. 5000 auf M. 6500 erhöht, weil an diese erhöhte Anforderungen für die Ausbildung von Religionslehrern an öffentlichen Schulen gestellt werden. Herr Loewe (lib.) richtet an den Vorstand die Frage nach den bisherigen Erfolgen, die gering sein sollen, indem sich nur wenig Teilnehmer an den Ausbildungskursen melden. Herr Vorsteher Dr. Lachmann erwidert, daß man nicht auf sofortige Erfolge rechnen könne, zumal die Prüfungsordnung schon seit $1\frac{1}{2}$ Jahren im Kultusministerium liege. Es sei zwar eine Prüfungskommission seitens des Ministeriums eingesetzt, jedoch sei der Vorstand noch nicht einig, was für die Prüfung zu verlangen sei. Deswegen sollen noch Verhandlungen mit der Hochschule gepflogen werden, ehe man an das Ministerium herantreten und um Beschleunigung der Angelegenheit bitten könne. Herr Professor Blaschke (lib.) glaubt, daß die Kommission nur für die Religionslehrer an Volksschulen eingesetzt sei, und empfiehlt besondere Bestimmungen für die Ausbildung der Religionslehrerinnen, da ja die Damen nicht dasselbe zu lernen und zu lehren brauchten. (!?). Herr Dr. Lachmann verweist alle weiteren Fragesteller auf den demnächst erscheinenden umfangreichen Bericht der Religionsschulen. — Der Beitrag an den Deutsch-Israel-Gemeindebund wird auf M. 2000 erhöht. Für den Verein für Arbeitsnachweis werden M. 2000 eingestellt. Für Wohltätigkeits- und Bildungszwecke werden M. 5000 statt 4000 im letzten Etat ausgesetzt, die Büreaukosten sind von M. 16 500 auf M. 17 500 gestiegen, die Ausgaben für Bureau- und Hilfsarbeiter von M. 6000 auf M. 9000, für Inserate sind M. 5000 vorgesehen, für Wahlunkosten M. 6000. Zu dieser letzteren Position regt Herr Benas Levy (0) an, säumige Steuerzahler vor den Wahlen mittelst eingeschriebenen Briefes nochmals zur Zahlung aufzufordern und sie auf den event. Verlust ihres Wahlrechts aufmerksam zu machen. Die Anregung findet keinen Anklang. — Von den Ueberschüssen der Jahre 1891—1899 sollen M. 150 000 für Umbauten der Gemeinde-Grundstücke verwendet werden. Der Ausschuß will die Summe auf M. 200 000 erhöhen.

In der heutigen Sitzung der Repräsentanten wurde in die Armenkommission an Stelle des ausscheidenden Herrn Dr. Schäfer Herr Dr. Albert Oliven gewählt. Alsdann wird die II. Lesung des Etats begonnen. Im wesentlichen werden fast sämtliche Positionen in ihrer ursprünglichen Fassung genehmigt. Bei dem Punkt „gottesdienstliche Veranstaltungen" kommt Herr Benas Levy (0) nochmals auf seine Klage wegen Störungen der Andacht zurück und bittet den Vorstand, sein Augenmerk darauf zu richten, daß die Morgenandacht in der neuen Synagoge nicht in einem so schnellen Tempo heruntergehaspelt werde. Mit der Erklärung des Herrn Loewenberg (kons.), daß, seitdem Herr Eisenstaedt als Vorbeter fungiere, diese Beschwerde nicht mehr berechtigt sei, giebt sich Herr Levy (0) zufrieden. Eine Anfrage wegen der großen Zahl von Meldungen zur Mädchenschule, die unberücksichtigt hätten bleiben müssen (nach Herrn Benas Levy (0) sollen von 157 angemeldeten Kindern nur 40 aufgenommen worden sein), beantwortet Herr Dr. Lachmann mit Richtigstellung der Zahlen: von 94 Meldungen seien 45 berücksichtigt worden. — Eine sehr lebhafte Debatte entspinnt sich nochmals bei dem Etat des Krankenhauses. Herr Mannheimer (lib.) bittet, die

gestrichene Position für Reparaturen mit M. 8000 wieder einzustellen. Auch seitens des Vorstandes ist Bereitwilligkeit vorhanden, wenigstens einen Teil des geforderten Betrages für dringliche Reparaturen, M. 5000, zu bewilligen, die weiteren Arbeiten aber mit Hilfe der Baukommission aus dem allgemeinen Fonds für Reparaturen an Grundstücken ausführen zu lassen. Herr Louis Sachs (lib.) betont, daß eben nur dringliche Reparaturen von dem verlangten Betrag bestritten werden sollen. Im Vorjahr seien abzüglich der Lasten für Gas-, Wasser- und Kanalisationsabgaben, die auch in diesem Jahr wieder mit M. 3000 eine besondere Position bilden, M. 7995 dafür verausgabt worden, weshalb es nur billig sei, die runde Summe von M. 8000 zu bewilligen. Würde man nur M. 5000 einstellen, so würde der Etat wieder überschritten werden müssen, da man im Interesse der Kranken Reparaturen sofort vornehmen müsse und nicht erst den bureaukratischen Weg durch die Baukommission gehen könne. Um spätere unliebsame Debatten über Nachbewilligungen im Krankenhaus-Etat zu vermeiden, beantragt Herr Loewe (lib.), die M. 8000 unverkürzt einzustellen und dafür den allgemeinen Fonds für Reparaturen für das 1 Etatsjahr um das es sich ja beim Krankenhaus zunächst nur handle, von M. 60 000 auf 52 000 zu reduzieren. Also wird mit 7 gegen 6 Stimmen beschlossen. — Bei der Position für Beschaffung von Koscher-Fleisch (15 750) weist Herr Löwenberg (kons.) darauf hin, daß die Schlächter durch die Aufsicht des Rabbinats keine Mehrkosten haben, da sie die geringen Beträge, die sie an die Gemeinde entrichten, von den Engros-Schlächtern erstattet bekommen. Es sei also falsch, wenn seitens der Koscherfleischhändler die höheren Preise durch die Abgaben an die Gemeinde erklärt würden. — Neu eingestellt ist in den Etat noch die Position für das neue Fürsorge-Institut in Repzin mit M. 3500. Alles andere wird genehmigt und der Rest des Etats alsdann in geheimer Sitzung erledigt.

bg. Berlin, 31. März. (Gedenkfeier.) Die Trauerfeier für die beiden im vorigen Jahr verstorbenen Vorstandsmitglieder der „Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur", Geheimer Sanitätsrat Dr. Samuel Kristeller und Bildhauer Hugo Rheinhold, die am 25. März abends 8½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses stattfand, nahm erhebenden Verlauf. Rednerpult und hintere Wand des prächtigen Saales waren mit schwarzen Stoffen dekoriert, rechts und links erhoben sich aus einem Palmen- und Orangenhain die Bilder der beiden Verstorbenen. Nach einem weihevollen Musikstück hielt Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Foerster, Direktor der Berliner Sternwarte, seine Gedächtnisrede. Er schilderte das segensreiche Wirken der trotz des großen Altersunterschiedes in inniger Freundschaft mit einander verbundenen beiden Männer. Geheimer Sanitätsrat Kristeller, der ein Alter von mehr als achtzig Jahren erreichte, stammte aus dem Osten des Reiches, Rheinhold, der kaum achtundvierzig Jahre alt wurde, war am Rhein zu Haus. Kristellers Wirken als Arzt und seine gemeinnützige Thätigkeit, besonders im Interesse der Glaubensgenossen, ist bekannt. Auch die Musen hatten seine Stirn geküßt, wie aus seinen zahlreichen poetischen Schöpfungen hervorgeht (zum größten Teil metrische Uebersetzungen aus „Pirke Aboth" und anderen Werken der jüdischen Vorzeit). Geheimrat Foerster las Einiges daraus vor und bemerkte dabei, wie sich in diesen alten Denkmälern jüdischer Literatur ein tief ethischer Geist zeige, derselbe Geist, der Kristeller in seinem ganzen Leben und Wirken leitete. Hugo Rheinhold, der zuerst Kaufmann gewesen war, als solcher mehrere Reisen nach Amerika machte und große Erfolge erzielte, wurde durch einen herben Schicksalsschlag veranlaßt, seinen Gedanken und seiner Thätigkeit eine gänzlich andere Richtung, als bisher, zu geben. Nach Jahren des Kämpfens und Harrens hatte er endlich ein heißgeliebtes Mädchen als Gattin heimführen dürfen, aber schon nach anderthalb Jahren wurde sie ihm durch den Tod wieder entrissen. Nun verließ Rheinhold — als Neunundzwanzigjähriger — den Kaufmannsstand und ging nach Berlin, um hier zu studieren und sich gemeinnützigen Werken zu widmen. Dadurch wurde er mit Dr. Kristeller bekannt, mit dem ihn bald innige Freundschaft verband. Gemeinsam arbeiteten die beiden Männer für die soziale Hebung des jüdischen Stammes. Mit Begeisterung halfen sie, als 1891 Felix Adler (auch aus jüdischem Stamm entsprossen) aus Amerika gekommen war, diesem mit andern gleichgesinnten Männern und Frauen die „Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur" begründen. Von dieser Gesellschaft erhofften sie, gegenüber den Trennungen, die durch die Verschiedenheit der Nationalitäten und der Konfessionen in der Menschheit hervorgebracht werden, das Menschen- und Völkerverbindende; der Menschheitsgedanke, die Einigung, die Erlösung von Haß und Vorurteilen war diesen Männern das höchste Ideal. Und dabei waren sie getreue Kinder ihres Stammes, dessen Geschichte, dessen Tradition sie hochhielten. Kein Zufall sei es, meinte der Redner, daß diese Männer, die so viel für den Menschheitsgedanken gethan haben, aus jüdischem Stamm entsprossen seien. Denn das Judentum habe eine völkerverbindende Mission. Aus dem Schoß des Judentums sei die abendländische Kultur hervorgegangen; aus dem Judentum mit seinen großen Traditionen, mit seinen hohen sittlichen Idealen werde einst die Menschheitsverbrüderung hervorgehen. Aber Beide, Juden und Nichtjuden, müßten sich bemühen, durch gegenseitige Achtung diesen Idealen zum Sieg zu verhelfen. Die Juden dürften nicht in die Fehler ihrer Gegner verfallen, indem sie deren Rohheiten nachzuahmen suchten. Der Verein jüdischer Studenten z. B. suche mit der Waffe in der Hand sich Achtung zu verschaffen. Gewiß gelinge ihm das bei d e n Leuten, die die rohe Kraft höher als den Geist bewerten. Aber nicht die Gewalt, sondern die Gesittung werde endlich siegen. Der Redner wies auch noch auf die Bildwerke Rheinholds, der erst in verhältnismäßig späten Jahren sich dem Bildhauerberuf zugewandt hatte. Eins von ihnen, die wundervolle, rührende Marmorgruppe „Am Weg" hat einen Platz in der Kgl. Nationalgalerie zu Berlin gefunden. Alle Schöpfungen Hugo Rheinholds drücken das tiefe ethische Empfinden dieses Künstlers und edlen Menschen aus. Auch in seinen Schriften hat er diesem Empfinden Ausdruck verliehen. Gesang und Harmoniumspiel schlossen die Feier. (Es ist hier nicht die Gelegenheit, gegen die Aeußerung des Herrn Prof. Förster über den Verein jüdischer Studenten zu polemisieren. Wir wollen nur feststellen, daß

man allen Raufereien, mit und ohne „Komment", abhold sein und doch billigen kann, daß eine bedrängte Minderheit sich bestrebt zeigt, einer bedrängenden Mehrheit gegenüber mit den von dieser allein anerkannten und gewürdigten Mitteln sich Geltung zu verschaffen. Die Redaktion.)

**Berlin**, 31. März. (Handwerker- und Künstler-Gesellschaft.) Aus der vorwöchigen Generalversammlung der Gesellschaft jüdischer Handwerker und Künstler zur Unterstützung in Krankheitsfällen ist nachzutragen, daß die Gesellschaft, die 247 ordentliche und 694 außerordentliche Mitglieder zählt, im vorigen Jahr 12 196 M. vereinnahmte und 9993 M. ausgab. Die Krankenkasse hat einen Bestand von 39 650 M.; die Witwenkasse mit 553 Mitgliedern und 8613 M. Einnahmen unterstützte 31 Witwen mit 8613 M. und besitzt ein Vermögen von 83 550 M. Das Krankengeld ist von 8 auf 10 M. wöchentlich erhöht worden. Neuerdings gewährt der Verein auch Invaliditäts-Unterstützung. In den Vorstand des Vereins sind die Herren Geheimrat Dr Pieck und A. Fränkel neu eingetreten.

**Berlin**, 1. April. (Jubiläum). Heute feierte der Lehrer Herr Julius Heskel sein 50jähriges Lehrer-Jubiläum an der hiesigen Knabenschule der jüdischen Gemeinde. Herr Heskel bekleidet viele städtische und andere Ehrenämter. Er ist u. A. weit über 20 Jahre Vorsitzender des Bezirksvereins des Spandauer Stadtviertels u. s. w. Bei der körperlichen und geistigen Frische des Jubilars ist zu hoffen, daß dem sehr beliebten Bildner der Jugend ein freundlicher Lebensabend beschieden sein wird.

**Berlin**, 1. April. (Dr. Max Ring.) Nach einem arbeits- und erfolgreichen Leben ist am Donnerstag der Schriftsteller Dr. Max Ring im Alter von 83 Jahren gestorben. Nachdem er in seiner schlesischen Heimat als Landarzt gewirkt und sich bei der Bekämpfung des Hungertyphus besonders verdient gemacht hatte, kam Dr. Max Ring in den vierziger Jahren nach Berlin und widmete sich vollständig literarischen Arbeiten. Er hat viele Romane, Novellen und Bühnenwerke geschrieben. Seine Beerdigung fand am Sonntag auf dem Friedhof in der Schönhauser Allee statt. Rabbiner Dr. Maybaum hielt die Trauerrede, der Schriftsteller Robert Schweichel rief dem dahingeschiedenen Freund warme Abschiedsworte nach.

**Berlin**, 1. April. (Vorlesungsverzeichnis.) An der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums (Lindenstraße 48/50) werden im Sommer-Semester 1901 nachstehende Vorlesungen gehalten:

Herr Dr. Baneth:
1) Talmud Babli stat.: Hullin Cap. VIII, 4 Stunden, Montags und Donnerstags 8—10 Uhr.
2) Talmud Babli cursorisch: Baba Mesi'a, Cap. VI, 4 Stunden, Sonntags und Mittwochs 8—10 Uhr.
3) Jore De'a (Tur und Schulchan 'Aruch LXI—LXIV, 2 Stunden, Montags und Donnerstags 10—11 Uhr.
4) Eben ha-'ezer Hil. Gittin (Fortsetz.), 1 Stunde, Donnerstags 11—12 Uhr.
5) Mischne Tora, III. Buch (Fortsetzung) 2 Stunden, Dienstags und Freitags 12—1 Uhr.
6) Einleitung in den Talmud, 1 Stunde, Montags 11—12 Uhr.

Herr Dr. Maybaum:
1) Echa rabbatti, 1 Stunde, Dienstags 8—9 Uhr.
2) Homiletische Uebungen, 2 Stunden, Freitags 8—10 Uhr.

Herr Dr. Schreiner:
1) Alte Pentateuchcommentare, 2 Stunden, Sonntags 10—12 Uhr.
2) Erklärung der 12 kleinen Propheten, 2 Stunden, Dienstags 9—10 und Mittwochs 10—11 Uhr.
3) Levi ben Gerson, Milchamoth Adonai, 2 Stunden, Dienstags und Mittwochs 12—1 Uhr.
4) Systematische Religionsphilosophie, 3 Stunden, Dienstags, Mittwochs und Freitags 11—12 Uhr.
5) Geschichte der Juden, 2 Stunden, Dienstags und Freitags 10—11 Uhr.

Für Lehramtskandidaten und Lehrerinnen liest:

Herr Dr. Baneth:
1) Rabbinische Texte (insbesondere Pirke Aboth) 2 Stunden, Donnerstags 5—7 Uhr.
2) Ueber den jüdischen Kalender, 1 Stunde, Montags 3—4 Uhr.

Herr Dr. Maybaum:
Methodik des jüdischen Religionsunterrichts, 1 Stunde, Montags 4—5 Uhr.

Herr Dr. Schreiner:
Systematische Religions-Lehre, 2 Stunden, Montags 5—7 Uhr.

Die Eröffnung des Sommer-Semesters findet am 16. April um 11 Uhr vormittags statt. Alle Vorlesungen an der Anstalt sind unentgeltlich. Als Zuhörer für die Vorlesungen sind in erster Linie die rite immatriculirten Studierenden der hiesigen Universität — und zwar ohne Unterschied der Fakultät — in Aussicht genommen. Auch andere Personen können auf Grund besonderer Ermächtigung an den Vorlesungen theilnehmen. Die Anmeldung erfolgt bei dem zeitigen Vorsitzenden des Lehrer-Kollegiums, Herrn Rabbiner Dr. S. Maybaum, in seiner Wohnung, Hinter der katholischen Kirche 1, täglich (mit Ausnahme der Sabbate und Festtage) von 11 bis 12 Uhr.

**Frankfurt a. M.**, 31. März. (Schulprüfung.) Gestern und heute hat hier die öffentliche Prüfung in der israelitischen Religionsschule stattgefunden und die besten Ergebnisse der Lehrthätigkeit dieser Anstalt an den Tag gelegt. Im abgelaufenen Schuljahr sind 560 Zöglinge unterrichtet worden, davon 10 in der Vorbereitungsklasse für den rabbinischen Beruf. An dem Talmudkursus mit 7 wöchentlichen Stunden haben sich 20 Schüler beteiligt. Den Vorstand bilden die Herren Rabbiner Dr. Horovitz, Prof. Dr. Joseph Werner, Alfred Geiger, Julius Carlebach, Aaron Meyer, L. Mainz und Jacob S. Posen. Dem Anstaltsbericht ist ein Abdruck der ergreifenden Gedächtnisreden beigegeben, die Herr Rabbiner Dr. Horovitz zur Würdigung des verstorbenen Barons Willy von Rothschild gehalten hat.

**Grätz**, 31. März. (Rabbinerwechsel.) Herr Rabbiner Dr. Moritz Silberberg von hier hat sich entschlossen, einer Berufung nach Königsberg i. Pr. als Rabbiner des dortigen Adaß Jisroël-Vereins zu folgen. Er hat hier segensreich und mit gern anerkannter eifervoller Hingebung gewirkt. Ihn begleiten die besten Wünsche in sein neues Domizil, namentlich der Wunsch, daß es ihm beschieden sei, in Königsberg den Gemeindefrieden und die Einigkeit wiederherzustellen, deren Störung für die Urheber ein dauernder Vorwurf ist.

**Breslau**, 31. März. (Von den Religionsschulen.) Der 58. Jahresbericht der Gemeinde-Religions-Unterrichtsanstalt

ist von Herrn Rabbiner Dr. J. Guttmann erstattet worden. Der Bericht erzählt von redlichem Wollen, eifrigem Streben und gutem Erfolg, dessen Steigerung zu erreichen alle Kräfte angespannt bleiben. Auch Herr Rabbiner Dr. Rosenthal hat den Jahresbericht über das Schuljahr 1900—1901 der seiner Leitung unterstehenden Religions-Unterrichtsanstalt I erstattet, der von Schwierigkeiten und ihrer Ueberwindung und von gedeihlicher Arbeit bescheiden Zeugnis ablegt.

**Königsberg**, 31. März. (Vom Religionsunterricht.) Rabbiner Dr. Vogelstein hat den 34. Bericht über den Religionsunterricht der hiesigen Synagogengemeinde für das Schuljahr 1900—1901 herausgegeben. Der Bericht konstatiert ein erfreuliches Wachstum in der Teilnahme am Religionsunterricht, die steigende Fürsorge, die die Gemeindebehörden der überaus wichtigen Angelegenheit zuwenden, verschweigt aber auch nicht, daß noch manches verbesserungsbedürftig ist. Dem Bericht ist eine Abhandlung „Das Judentum eine Religion der Schule" von Rabbiner Dr. Felix Perles voraufgeschickt. Die Abhandlung zeigt sachgemäß und eindringlich, wie großen Wert unsere Religionsgemeinschaft allezeit auf die Schule gelegt hat und legen muß.

**Basel**, 1. April. (Jüdisches Waisenhaus.) Aus freiwilligen Beiträgen soll demnächst hier ein jüdisches Waisenhaus errichtet werden. Der Präsident der jüdischen Gemeinde, Dreyfuß-Neumann hat als erster Spender 10,000 frcs., sein Sohn Herr Dreyfuß-Brodsky 15,000 frcs. und eine ungenannte Dame 25,000 frcs. dafür gezeichnet.

**Paris**, 31. März. (Jüdisches Mädchenheim.) Das vor zwei Jahren hier begründete jüdische Mädchenheim, das alleinstehenden Mädchen und Frauen, besonders Lehrerinnen, Handlungsgehilfinnen und Arbeiterinnen, bei der Erlangung geeigneter Stellungen behilflich ist und ihnen bis zu ihrer anderweitigen Unterbringung Wohnung und Verpflegung gewährt, hat während seines Bestehens schon 400 jüdischen Mädchen Stellung und die Möglichkeit verschafft, selbst ihren Unterhalt zu verdienen. Die bisherigen Räume des Heims haben sich als zu klein erwiesen; es hat ein zweites Haus dafür gemietet werden müssen. Dieses Heim nimmt auch Ausländerinnen auf. Es wird von der Baronin Salomon von Rothschild, den Herren Rothschild Frères und der Alliance Israélite unterhalten.

**Mitau**, 31. März. (Auszeichnung.) Der hiesige Rabbi Hirsch Nurock hat auf einen Bericht des Ministers des Innern vom Zaren die Erlaubnis erhalten, in jedem beliebigen Teil des russischen Reiches die Funktionen eines Kronrabbiners auszuüben. Rabbi Nurock ist einer der tüchtigsten russischen Talmudgelehrten und einer der wenigen orthodoxen Rabbiner, die neben großer Talmudgelehrsamkeit auch die weltlichen Wissenschaften studiert haben.

**Jassy**, 29. März. (Die Fortdauer der Not.) Der Winter ist vorüber; neue Kraft zieht ein in jedes Menschenherz. Nur der rumänische Jude seufzt und kann den Frühling nicht genießen. Tausende und Abertausende können trotz der großartigen Hilfsaktion der ausländischen Philanthropen den bittern Kampf mit der Not nicht weiter führen. Die Kunde, daß die Hilfsmittel für die rumänischen Juden bereits erschöpft sind, daß man im Ausland vielfach glaubt, die rumänische Judentragödie sei bereits ihrem Ende nahe, hat hier wie im ganzen Land Schrecken verursacht. Wenn jetzt, wo die Volksküchen Witwen, Waisen, Emigrantenfrauen und arbeitslose Handwerker speisen, wo die Hilfskomitees überall leihen, schenken, retten, helfen, wo ein Vertreter der Alliance im Land weilt und Thränen trocknet und Kummer mildert, das Elend Vieler zum Himmel schreit, wie wird es erst sein, wenn dieser Strom der Menschenliebe und Stammestreue, der aus Deutschland, Frankreich, Oesterreich und England zu uns fließt, plötzlich gedämmt und gehemmt werden wird? Die Volksküchen sollten überhaupt eine bleibende Einrichtung werden. Wer Gelegenheit hat zu sehen, welcher Segen diese Anstalt bei uns in Jassy z. B. für Hunderte armer, jüdischer Kinder ist, wie viele Arbeiter vom Hungertod gerettet werden, wie der Präsident des Hilfskomitees, Herr A. S. Goldenthal, umgeben von einer Schar begeisterter Jünglinge, in dieser Volksanstalt wirkt, wird es verstehen, wie wichtig es ist, daß man diese Volksküchen erhält, bis eine Zeit kommt, in der die rumänischen Juden aus eigener Kraft im Stand sein werden, diese vor Untergang zu bewahren. Man hofft hier auf Erfüllung des Wortes unseres ehrwürdigen Rabbiners Dr. Niemirower: „die ausländischen Philanthropen werden sicherlich nicht so schnell die Hilfsaktion abschließen und „dajenu" sprechen, unsere wenigen Reichen im Land werden gewiß zu helfen suchen und nicht blos ein zufriedenes „dajenu" über die Großthaten des Auslandes verkünden, und unsere unglücklichen Armen werden an den Sederabenden jede Offenbarung der Menschenliebe unserer Glaubensgenossen preisen und ein dankvolles „dajenu" ertönen lassen."

---

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Die Herren N. M. Rothschild und Söhne in London haben für das projektierte Nationaldenkmal für die Königin Viktoria 2100 L. St. beigetragen. — Der Generalarzt des dritten türkischen Armeekorps in Salonichi, Dr. Jacques Nissim Pascha ist zum Divisionsgeneral ernannt worden. Er ist der erste Jude, der eine so hohe Stellung im türkischen Landheer erlangt hat. — Die Stadt Großwardein in Ungarn hat einen Juden, Ludwig Gerö, zum Polizeichef gewählt. — Der Sohn des Rechtsanwalts Narcisse Leven, Vorsitzender der Alliance Israelite und der Jewish Kolonisation Association, Hauptmann Georges Leven in Paris hat sich mit Fräulein Jeanne Guastalla vermählt. Der Trauung in der Synagoge der Rue de la Victoire wohnten die Spitzen der Pariser Gesellschaft bei. — In Glasgow ist der Grundstein zu einer neuen im südlichen Teil der Stadt zu errichtenden Synagoge gelegt worden. — In einem Nebengebäude der Notting-Hill-Synagoge in London ist ein neues Erholungsheim für jüdische Arbeiterinnen eröffnet worden. Herr Moses David hat dieses Heim zum Andenken an seine verstorbene Tochter errichtet, nach der es den Namen erhalten hat: Beatrice-Club für arbeitende Mädchen.

---

Vakanzen. Willmar a. Lahn. Rel.-L., K., Sch. (ledig), 1750 M. Geh., 250 M. Nebeneink. Meld. an H. Cron. — Eichstetten. Rel.-L., K., Sch., 1200 M. Geh., fr. W., 800 M. Nebeneink. Meld. an Bezirks-Synag. Freiburg i. B. — Tütz, Westpr. Rel.-L., K., Sch., 900 M. Geh., fr. W., 300 M. Nebeneink. Meld. an H. Pincsohn. — Essek-Oberstadt. Oberrabb., 3000 Kronen Geh. und fr. W. Meld. an Vorst. — Andernach a. Rh. Sem.

geb. Rel.-L. u. K. Meld. an Sim. Kaufmann. — Bütow. Gepr. Lehrer (Pred.), K., Sch., 1800 M. Geh., 250 M. Nebeneink. Meld. an J. Lewin. — Cörlin a. Pers. Rel.-L., K, Sch., 1100 bis 1200 M. Eink. und fr. W. Meld. an Egmont Joseph. — Kolmar i. P. Sch. und K. Meld. an J. Simon.

# Feuilleton.

## Juanita.

Eine Erzählung aus der spanischen Marannenzeit.

Von D. S.

(Fortsetzung.)

Eine Viertelstunde später war alles im Hause Diegos wieder ruhig wie zuvor. Bruder Enriquez hatte durch eine verborgene Hinterthür das Freie erreicht. Als Mönch und besonders als Mitglied der Inquisition konnte er sich jederzeit an jedem Ort zeigen, ohne daß seine Anwesenheit Aufsehen erregte.

Aber während Diego die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln gegen die Unternehmungen seiner furchtbaren Feinde traf, schwebte schon eine neue Gefahr über ihm und den Seinigen, nämlich die Rache des Grafen von Ramira. Dieser schmeichelte sich, daß es noch immer in seiner Macht läge, die so sehr erstrebte Verbindung seines Sohnes Alonzo mit Juanita, die den zerrütteten Vermögensverhältnissen seines Hauses aufhelfen sollte, trotz aller Hindernisse herbeizuführen. Er glaubte umsomehr darauf rechnen zu können, als Diego mit keinem Wort die Gerüchte, nach denen er seine Tochter mit Fernando verheiraten sollte, bekräftigt hatte.

Aber die Ursachen, aus denen Diego geschwiegen hatte, existierten nicht mehr, als er erst die Versicherung hatte, daß im Geheimen die Ehe der jungen Leute nach den Vorschriften seiner wahren Religion würde vollzogen werden können. Deshalb hatte er auch nach der Ankunft seiner Freunde in Saragossa öffentlich von der bevorstehenden Verbindung Fernandos und Juanitas gesprochen, und die Hochzeit sollte bald nach Beendigung der öffentlichen Festlichkeiten stattfinden.

Bei dieser Nachricht war der Zorn des Grafen von Ramira ohne Grenzen; alle Wunden seines schwer gekränkten Stolzes öffneten sich von Neuem, und er beschloß die Beleidigung, die man seinem Namen, auf den er als echter Spanier ungemein stolz war, angethan hatte, blutig zu rächen.

Aber die Habsucht des Grafen war noch bedeutend größer, als sein Stolz, und die Not, die ihn bedrängte, zwang ihn mit aller Kraft nach einem Mittel zu suchen, das zu gleicher Zeit seine Rachsucht und Geldgier zu befriedigen im Stand war.

Eine Denunziation Diegos bei der Inquisition war nicht der Weg, zu diesem doppelten Ziel zu gelangen; das heilige Offizium besaß das privilegierte Recht, die Güter der Ketzer in seinem eigenen Interesse zu konfiszieren; übrigens begnügte sich der furchtbare Gerichtshof nicht damit, ein einziges Familienglied dem Tode zu weihen, die Kinder teilten fast immer das unglückliche Los ihrer Eltern und Juanita wäre in Diegos Sturz verwickelt worden.

Außerdem war der Graf, wie viele arragonische Edelleute, ein unversöhnlicher Feind der Inquisition; die Einführung dieses Gerichtshofs, seine Prozeßordnung, seine Gütereinziehungen waren offenbar Verletzungen der Rechte, die der Provinz durch ihre alte Verfassung zugesichert waren.

Der Graf dachte daher keinen Augenblick an eine derartige Rache; aber die Gardunja war ja noch da, die ihre Dienste einem jeden, der sie bezahlen konnte, gern zu verkaufen erbötig war. Anfangs wollte er Fernando durch den Dolch der Strauchräuber fallen lassen; diese That hätte zwar die beabsichtigte Ehe verhindert, aber der Vater hätte trotzdem noch bei seiner Weigerung verharren können; es galt also erst dessen Widerstand zu brechen, Diego mußte zuerst fallen. War dieses Hindernis beseitigt, so besaß der Graf Einfluß genug, um durch Geschicklichkeit und Intriguen das gewünschte Ziel schnell zu erreichen.

### 6.

Indessen waren die Festlichkeiten in Saragossa zu Ende gegangen, und die zahlreichen Provinzialen, die sich dazu eingefunden hatten, begannen in ihre Heimat zurückzukehren. Alle Landstraßen und Wege in der Nähe der Stadt waren mit heimkehrenden Reisenden bedeckt, die sich zur Sicherheit gegen die Ueberfälle von Räubern und Dieben zu größeren Karawanen vereinigt hatten. Eines Abends waren auch Diegos Freunde abgereist, und Fernando hatte ihnen bis vor die Stadt das Geleit gegeben; wie die anderen Reisenden schlugen sie die Richtung ein, in der sie nach ihren Wohnorten gelangen mußten. Aber wer sie aufmerksamer beobachtete, würde bemerkt haben, wie sie zu je zwei bis drei nach und nach die geebneten Wege verließen und sich in den niedrigen Gebüschen, die die steilen Bergabhänge bedeckten, zu verbergen suchten.

So zerstreuten sie sich allmählich, die einen nach rechts, die andern nach links, und schienen eifrig ihren Weg fortzusetzen. Aber als die dunkle schweigende Nacht gekommen war, fanden sie sich in der Nähe der Stadt wieder. Mit größter Vorsicht und mit Vermeidung jedes verräterischen Geräuschs wanden sie sich durch die dichten Gebüsche hindurch und kamen nach einander an dem längst bekannten Versammlungsplatz an.

Es war ein verlassener und verdächtiger Ort, den man „die Ruinen" nannte. In der That befanden sich daselbst die Ueberreste eines römischen Tempels, der irgend einer römischen Gottheit geweiht gewesen war; aber die Jahrhunderte hatten diese ehrwürdigen Trümmer mit einer dichten und üppigen Vegetation umsponnen, die in dem Erdreich, das nach und nach von dem jetzt blosgelegten felsigen Gestein herabgeglitten war, Wurzel geschlagen hatte. Allmähliche Einstürze hatten noch dazu den Boden gedüngt, auf dem nun eine Unmasse hoher Gräser, unentwirrbarer Schlingpflanzen und stachliger Dornengewächse hervorschossen, die den Zutritt zu diesem Ort jedermann abschnitten. Der Aberglaube verlegte hierher den Versammlungsplatz böser Geister, wo die Hexen ihren Sabbat feiern und um Satanas, ihren Herrn und Meister, den höllischen Reigen tanzen.

Die Neuchristen, die sich hier vereinigten, um im Dunkel der Nacht die Gebräuche der jüdischen Religion zu beobachten, waren nicht die letzten gewesen, die zur Verbreitung dieses Aberglaubens nach Kräften beitrugen; es war dies das beste Mittel, Neugierige und Spione dauernd fern zu halten. Bei Tage ging man bei den Ruinen nicht vorbei, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen, und selbst die kühnsten Männer würden sich bei Nacht nicht in ihre Nähe gewagt haben.

In der Tiefe der Ruinen, unter den eingestürzten Galerien und den geborstenen Schwibbogen hielten die Marannen in einer von der Natur vertieften, geräumigen Höhlung ihre heimlichen Zusammenkünfte. Diese Vertiefung bildete einen unzugänglichen Schlupfwinkel für alle die nicht genau mit den Krümmungen bekannt waren, die ihren Eingang verbargen. Wenn man sich durch den dichten Gürtel von Gebüschen und Sträuchern hindurch gearbeitet hatte, gelangte man durch eine enge, von einigen verwitterten Säulenschäften gedeckte Oeffnung in einen unterirdischen Gang. Anstatt diesen Gang zu verfolgen, der in ein wahres Labyrinth auslief, mußte man sich an einer bestimmten Stelle scharf nach links wenden, eine verfallene Stiege, die durch ungeheure Steinblöcke gebildet ward, hinauf- und an der andern Seite wieder hinabsteigen; unten angelangt, befand man sich vor einer Oeffnung, durch die man nur in gebückter Stellung hindurch gehen konnte; man wandte sich nochmals nach rechts und kam endlich durch einen neuen Gang an den Versammlungsort.

Es war, wie gesagt, eine Art Höhle, deren Fußboden vom Felsen gebildet ward; früher war sie beinahe zu klein gewesen für die Marannen, die sich hier zum geheimen Gottesdienst versammelten; aber Auswanderung und Scheiterhaufen hatten in merklicher Weise die Zahl derer abnehmen lassen, die es wagten, diesen Zeremonien beizuwohnen, die im Laufe der Zeit immer gefährlicher und deshalb auch stets seltener geworden waren.

In der Mitte der Höhle befand sich eine kleine steinerne Erhöhung, die zur Verlesung des heiligen Gesetzes diente; dort hatte man die einzige Lampe angebracht, die die Szene beleuchtete und ihr unheimliches Licht auf die niedrige Wölbung des Felsens fallen ließ. Um diesen Tisch hatten sich die Marannen in der Reihenfolge, in der sie angekommen waren, schweigend gruppiert. Zwei von ihnen hielten sich am Eingang der Höhle; jedesmal, wenn ein neu Angekommener eintreten wollte, setzten ihm beide gleichzeitig ein Schwert an die Kehle; der so Bedrohte mußte dann, ohne ein Zeichen des Schreckens zu verraten, ruhig und leise das Losungswort „lo ammi" geben, wo nicht, war er ein Verräter und mußte sterben.

Indessen fand sich eine gewisse Anzahl von Marannen in der Höhle vereinigt; hier begegneten sich nicht nur Fernando und Diegos Freunde, sondern auch andere ihrer Glaubensgenossen, die in verschiedenen Städten Arragoniens zerstreut wohnten, hatten die Umstände benutzt, um sich in Saragossa zu sehen und sich dann in den „Ruinen" mit ihnen zum Gebet zu versammeln.

Da waren Adelige, Bürger, Männer aus dem Volke, Handwerker, Mönche, auch einige Diener der Inquisition. Sie unterhielten sich mit leiser Stimme. Es war schon lange her seit der letzten Versammlung. Viele, die damals anwesend gewesen waren, fehlten heute. Die einen hatten Spanien verlassen können, sie waren die Glücklichsten; andere hatten nicht zu kommen gewagt; einige waren gestorben, andere waren in die Hände der Inquisition gefallen und als Märtyrer für ihren Glauben umgekommen; manche schmachteten in den Gefängnissen, ihr Los war Folter und Scheiterhaufen.

In diesem Augenblick wandten sich aller Augen nach dem Eingang der Höhle; Bruder Enriquez trat soeben ein. Er näherte sich langsam der Gruppe, begrüßte die Anwesenden durch ein stummes Zeichen, und alle scharten sich um ihn mit einer gewissen Ergebenheit.

Enriquez hatte sein Kreuz abgelegt, er entfernte einen Stein unter dem Tisch und holte ein Gebetbuch und ein weißwollenes Tuch hervor; die anderen Marannen nahmen ebensolche Bücher aus verschiedenen Verstecken, während zwei von ihnen einen Stein von der Felswand abgleiten ließen, hinter dem nun eine Nische zum Vorschein kam, die zur Aufbewahrung der heiligen Gesetzrollen diente.

(Fortsetzung folgt).

## Brief- und Fragekasten.

Herrn J. B. in B. Ist gern geschehen. Warum aber kam die Mitteilung nicht zwei Tage früher? — Herrn O. H. in H. a. S. Kam für die vorige Nummer zu spät. — Herrn Dr. N. in J. Diesmal mußte ich wohl! Schönften Gruß. — Herrn G. Ch. in Th. Ich kenne die Stelle nicht, weiß auch nicht, welche Personen maßgebend sind. Wenn Herr W. mich aufsucht, will ich mit ihm darüber sprechen. — Herrn L. G. in K. Brief von S. steht noch aus. Das Uebrige nach Ihrem Wunsch.



Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Max Schäffer in Berlin.

## IV. Liste der Spenden für die Pensions- und Reliktenkasse der Preußischen Rabbiner.

| | | |
|---|---|---|
| G. Güterbock, Viktoriastraße 32 | 100 M. | |
| Direktor Peter, Voßstraße | 300 „ | |
| Leopold Nathorff, Bendlerstraße 38 | 200 „ | |
| Dr. Veit-Simon, Viktoriastraße 5 | 200 „ | |
| J. Weinberg, Belle-Alliance-Platz 6 | 100 „ | |
| Ludwig Ruß, Kurfürstendamm 24 | 200 „ | |
| Frau Lina Ruß, Kurfürstendamm 12 | 200 „ | |
| Moritz Neufeld, Bendlerstraße 8 | 300 „ | |
| Generaldirektor Julinsburger, Behrenstraße 60/61 | 300 „ | |
| Julius Rosenheim, Königgrätzerstraße 134 | 500 „ | |
| N. Philippi, Bellevuestraße 12a | 200 „ | |
| Dr. J. H. Goldschmidt, Kurfürstenstraße 114 | 300 „ | |
| Joseph Fränkel, Brückenallee 10 | 100 „ | |
| Frau Behrend, Thiergartenstraße 5a | 100 „ | |
| Siegmund Borchardt, Friedrichstraße 226 | 300 „ | |
| Rechtsanwalt Dr. Eugen Fuchs, Großbeerenstr. | 100 „ | |
| Julius Oppenheim, Potsdamerstraße 118b | 300 „ | |
| Leonhard Sachs, Leipzigerstraße 114 | 150 „ | |
| Frau Emma Nelke, Hildebrandtstraße 15 | 300 „ | |
| S. Japhet, London | 200 „ | |
| Heinrich Fraenkel jr., Breitestraße 22 | 20 „ | |
| Leopold Feig, Bendlerstraße 18 | 100 „ | |
| | 4570 M. | |
| Zusammen mit den bisher ausgewiesenen | 119050 „ | |
| | 123620 M. | |

Aus den Provinz-Gemeinden gingen ferner ein:

**Stargard i. P.**

| | | |
|---|---|---|
| Nachtrag | 73 M. | |
| Bisher ausgewiesen | 500 „ | 573 M. |

**Hildesheim**

| | | |
|---|---|---|
| Bankier August Dux | | 500 „ |

**Krotoschin**

| | | |
|---|---|---|
| Moritz Ruhmann | 30 M. | |
| Jacob Schlesinger | 10 „ | |
| Bisher ausgewiesen | 350 „ | 390 „ |

**Görlitz**

| | | |
|---|---|---|
| Emanuel M. Katz | 500 M. | |
| Frau Kommerzienrat Ephraim | 100 „ | |
| Arthur M. Katz | 30 „ | 630 M. |

**Kattowitz**

| | | |
|---|---|---|
| Vorläufiger Ausweis | | 2850 „ |

**Beuthen**

| | | |
|---|---|---|
| Moritz Rosenthal | 100 M. | |
| Direktor Schalscha | 100 „ | |
| Leo Freund | 100 „ | |
| Ingenieur Herm. Freund | 100 „ | |
| Lazar (Perl) | 150 „ | |
| C. F. | 100 „ | |
| | 650 M. | |
| Bisher ausgewiesen | 4750 „ | 5400 „ |

**Schneidemühl**

| | | |
|---|---|---|
| Synagogen-Gemeinde | | 200 „ |

**Erfurt**

| | | |
|---|---|---|
| Hermann Windesheim | 100 M. | |
| Max Windesheim | 50 „ | |
| Isaac Lamm | 100 „ | |
| Heinrich Ullmann | 50 „ | |
| Emil Lamm | 40 „ | |
| Samuel Friedmann | 20 „ | |
| Jacob Rudnicki | 20 „ | |
| Meier Heß | 50 „ | |
| Frau Therese Heß | 50 „ | |
| Leo Heß | 25 „ | |
| Georg Heß | 25 „ | |
| Gebr. Appel | 100 „ | |
| J. Heilbrunn & Co. | 100 „ | |
| Leopold Pinner | 30 „ | |
| Fr. Unger | 100 „ | |
| C. Kornicker | 15 „ | |
| L. Delevié | 20 „ | |
| B. Heß | 20 „ | |
| Ernst Bergmann | 15 „ | |
| Adolf Grünebaum | 20 „ | |
| Carl Nadelmann | 20 „ | |
| Erf. & Bielschowsky | 50 „ | |
| Sally Saraczewsky | 50 „ | 1070 M. |
| Zusammen | | 11633 M. |



Verlag Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 8.